



Ankunft in Italien: Ein Schiff mit 300 Einwanderern an Bord erreicht Ende vergangener Woche die Küste der Insel Lampedusa.

Foto AFP

## Das Spiel mit den Immigranten

**W** O das Schiff ankam, weiß Jashim Uddin nicht. Er weiß nur, dass es Nacht war und dass man ihn an den Bahnhof von Padua brachte. Dort setzte er sich in einen Zug nach Florenz. Am Florentiner Bahnhof war die Reise fast geschafft. Von dort aus sind es nur ein paar Meter bis zu dem Haus, in dem sich Jashim mit fünf anderen Männern ein Zimmer teilt. Das Gute ist, dass die anderen auch aus Bangladesch kommen.

Das Schlechte ist, dass die Sache mit den Leuchtpropellern nicht so richtig läuft. Deshalb kann Jashim nie Geld nach Hause schicken. Dabei haben seine Eltern in Bangladesch ein Haus verkauft, um seine Reise nach Europa bezahlen zu können. 11 000 Euro, sagt Jashim. An diesem Abend zwirbelt er seine Plastikkringel auf dem Dornplatz in die Luft. Dazu steckt er eine Plastikstange in die Mitte eines Propellers und schiebt ihn entlang des Gewindes der Stange nach oben. Dann fliegt der Propeller, dreht sich und flimmert in vier Farben. Manchmal bettelt ein Kind seine Eltern an: „Kauft ihr mir das? Meist aber laufen Jashim und sein Kumpel einfach zwischen Baptisterium und Dom auf und ab und schrauben ihre Kringel in den Abendhimmel. Seit anderthalb Jahren macht Jashim das. Er ist 24 Jahre alt. In Bangladesch, sagt er, habe er Rechnungswesen studiert. Jashim spricht Englisch. Italienisch kann er nicht. Seine schwarze Mütze hat er bis zu den Brauen heruntergezogen. Es ist kalt in Florenz.

Auch die beiden Carabinieri, die an diesem Abend auf dem Dornplatz Dienst schieben, haben nicht viel zu tun. Sie könnten Jashim nach seinen Papieren fragen. Aber sie wissen ja, dass die Propellerverkäufer von Florenz „Clandestini“ sind, „illegale“. Also bleiben die zwei Polizisten in den blauen Uniformen und den weißen Kunststoffhelmen auf den Marmorstufen des Doms stehen. Manchmal fragt sie jemand nach dem Weg. Die meiste Zeit aber plaudern die beiden Männer miteinander. Ab und zu gehen sie zwischen Dom und Baptisterium auf und ab.

Auf den öffentlichen Plätzen von Florenz patrouillieren mehr Carabinieri als noch vor einem Jahr. Seit Silvio Berlusconi im Frühling zum italienischen Ministerpräsidenten gewählt worden ist, hat seine Regierung der rechten Mitte die Sicherheitskräfte verstärkt. Sie setzt sogar Soldaten in Großstädten wie Rom, Mailand und Neapel ein, gegen den Müll, die Mafia und gegen kriminelle Ausländer. Im Rathaus von Florenz, dem Palazzo Vecchio, regiert die linke Mitte. Aber auch die Kommunalverwaltung von Bürgermeister Leonardo Domenici schickt neuerdings mehr städtische Polizisten auf Streife als früher. Wie die nationalen Carabinieri sollen auch die kommunalen Polizisten für Ruhe und Ordnung sorgen.

Lucia De Siervo ist in Florenz für Immigration zuständig. „Ich habe den Eindruck, dass viele Kommunen, in denen traditionell die linke Mitte regiert, jetzt zeigen wollen, dass auch sie wachsam sind“, sagt die 38 Jahre alte Stadträtin aus der Demokratischen Partei von Oppositionsführer Walter Veltroni. „Sie wollen die Sicherheitspolitik nicht der rechten Mitte überlassen.“ De Siervo selbst sieht das kritisch: „Ich glaube nicht so sehr an das Thema Sicherheit, wenn Sicherheitspolitik rein als Machtdemonstration verstanden wird.“

Städte der linken Mitte wie Florenz wollen die Sicherheits- und Ausländerpolitik nicht Rom überlassen. Zugleich wird in Italien nicht jedes Gesetz streng ausgelegt. Viele Einwanderer finden: Es ist ein gutes Land.

Von Florentine Fritzen



Warnung: Florenz gegen gefälschte Ware

Die städtische Handelskammer und der Zoll haben vor einigen Monaten an vielen öffentlichen Plätzen nachtblaue Schilder aufgestellt. Auf der einen Seite steht „No fake“, auf der anderen „Falso no“. Die Schilder klären auf Italienisch und auf Englisch darüber auf, wie viel Strafe zahlen muss, wer wissenschaftlich gefälschte Taschen, Uhren, Sonnenbrillen kauft: zwischen 500 und 10 000 Euro. Baudeorte an der nahen Versilia-Küste haben in diesem Sommer erstmals spezielle Wachleute eingesetzt, um fliegende Händler von den Stränden zu vertreiben. Die Händler geben deshalb ihr Gewerbe nicht auf. Manche haben aber ihre Produktpalette verändert.

Sobald in Florenz ein paar Tropfen vom Himmel fallen, bieten an jeder Straßenecke fünf, sechs Afrikaner Schirme feil. Rollt ein Polizeiauto heran, springen die Männer lachend in eine Seitengasse. „Die sind alle illegal“, sagt Lucia De Siervo. Die Stadträtin tippt in ihrem Büro auf eine Tabelle, die zeigt, dass Florenz eine Ausländerquote von 10,3 Prozent hat; das sind gut drei Prozentpunkte mehr als der italienische Durchschnitt. „Die Illegalen sind alle nicht drin in dieser Statistik.“

Falls doch einmal ein Polizist nach den Papieren der Händler fragt, ist das wie ein Spiel. Der Polizist: „Zeig mir deine Dokumente.“ Der Schirmverkäufer: „Ich habe keine.“ Der Polizist: „Ich schicke dich hiermit aufs Polizeipräsidium. Hol dir dort dein Abschiebedekret. In fünf Tagen musst du Italien verlassen haben.“ Der Schirmverkäufer rennt weg. Beim nächsten Mal wird der Polizist mit Gefängnis

drohen. Aber ins Gefängnis, sagt Lucia De Siervo, müsse der Mann deshalb noch lange nicht.

Die dunkelblonde Stadträtin schüttelt auch den Kopf, als sie an die „Angeli neri“ denkt. Die „schwarzen Engel“ waren im Sommer ein Projekt ihres Kollegen, des für Sicherheit und Ordnung zuständigen Stadtrats Graziano Cioni: Senegalesen, die bereit sind, mit der Kommune zusammenzuarbeiten, bekommen eine Uniform. Derart ausgestattet, sollen sie ihre Landsleute, die in der Innenstadt gefälschte Ware verkaufen, davon überzeugen, dass das nicht so ganz in Ordnung sei. Cioni findet, sein „Experiment“, das seit Ende August beendet ist, habe „beachtliche Ergebnisse“ gehabt. Lucia De Siervo sagt lächelnd: „Der Stadtrat Cioni ist ein kreativer Mann, und die Senegalesen sahen auch wirklich hübsch aus in ihren weißen Hemden – keine Frage. Aber sie hatten überhaupt keine Macht.“ Wie viel Geld die Männer dafür bekamen, dass sie mit ihren Landsleuten plauderten, „Das weiß ich nicht“, sagt die Stadträtin. „Das will ich nicht wissen.“

Auch Alessandro Martini fand das Projekt unsinnig. Der bärtige Direktor der Florentiner Caritas lenkt seinen kleinen Alfa Romeo aus den Wirren des Innenstadterkehrs nach Süden. „Die Angeli neri müsste es nicht geben, weil es ein Gesetz gibt, das Handel mit gefälschter Ware verbietet“, meint Martini. „Aber Italien ist ein Land, in dem es üblich ist, Regeln nicht zu akzeptieren. Da ist es doch klar, dass sich auch die Immigranten anpassen.“ Martini fährt in den Vorort Settignano. Dort parkt er am Hang vor einem gelben Haus mitten in den Pinienhügeln: der Villa Pieragnoli. 55 Asylsuchende leben dort. Ein nationaler Schlüssel verteilt sie von den Auffanglagern an den Küsten auf Häuser wie die Villa in Settignano. Sechs Monate seien vorgesehen, „um den Menschen auf die Beine zu helfen“, hat Stadträtin De Siervo am Morgen gesagt. Die meisten bleiben aber länger.

„Nach einem Tuberkulose-Screening“, erläutert Paolo, „bekommen sie eine Grundversorgung.“ Um das Wort „Grundversorgung“ anschaulich zu machen, klopft der Mitarbeiter der Villa an die Zimmertür einer Familie aus Afghanistan im ersten Stock. In dem ungefähr 40 Quadratmeter großen Raum toben zwei Kinder auf ihren Betten herum, das dritte guckt mit der Mutter Fernsehen. Auf dem Fußboden liegen „Cros“ verstreut, jene runden Mode-Kunststoffschuhe, die es in

allen Farben und Größen gibt. „Wir kommen aus Herat“, sagt der Vater, ein kleiner Mann mit leuchtenden Augen. Paolo bedankt sich und wünscht noch einen schönen Abend.

Im Erdgeschoss setzt er sich zu Alessandro Martini, Pippo und Giuseppe an einen Tisch im Speisesaal. „Manchmal kocht ein Bewohner eine Spezialität aus seinem Land“, sagt Giuseppe und fügt bisshinzu: „Aber meistens gibt es Pasta.“ Giuseppe trägt das Haar länger als die anderen und arbeitet für Arci, eine Organisation mit linker Tradition, die das Heim gemeinsam mit der Caritas verwaltet. Die Kosten tragen das italienische Innenministerium und die Stadt Florenz. Arci vermittelt Praktika, die Caritas Sprachkurse. Paolo sagt: „Wir zeigen den Bewohnern, wo der Arzt ist, damit sie beim nächsten Mal selbstständig hingehen können. Wir helfen ihnen mit den Formularen für den Asylantrag, damit sie sich bald vielleicht schon alleine aufs Amt trauen.“

Paolo trägt breite Ohrringe und versteht sich sehr gut mit Dawa. Die Tibeterin ist lautlos in den Saal gekommen, küsst Paolos Wange, flüstert und kichert in sein Ohr. Dawa hat früher in Indien gegen China protestiert. Leider, sagt sie, gebe es in Florenz außer ihr keine Tibeter. „Nur in Mailand, Rom und Bologna.“ Sie würde gerne in eine dieser Städte ziehen und dort für ein freies Tibet kämpfen.

Tekle hat nicht so viel Hoffnung für seine Heimat. „In Eritrea ist kein Frieden“, sagt der 32 Jahre alte Afrikaner leise auf Italienisch. „Ich war acht Jahre lang Soldat. Ich hatte Probleme mit meinen Vorgesetzten.“ Behutsam reißt Tekle die fremden Wörter aneinander. „Ich ging nach Sudan. Meine Frau und mein Kind waren schon da. Wir gingen nach Libyen. Ein Schiff brachte uns über das Meer. Der Fahrer hatte ein GPS.“ Bevor Tekle Soldat war, arbeitete er als Schreiner. „Ich würde gerne wieder als Schreiner arbeiten.“ Aber um in Italien arbeiten zu dürfen, muss er als Asylanter anerkannt werden. Tekle hofft darauf seit elf Monaten. Sein kleiner Sohn heißt Mirakel. Das bedeutet Wunder. Und die Statistik sagt: 57 Prozent der Asylanträge werden bewilligt.

Auch wenn Tekle kein Asyl bekommt, heißt das nicht unbedingt, dass seine Familie Italien verlassen wird. Pippo Bisignano, ein Mann mit dicker Brille und grauem Vollbart, ist Beauftragter der Stadt Florenz für die Villa Pieragnoli. Pippo sagt: „Der Staat schafft es nicht, Ausländer wirklich abzuschieben. Denn die

meisten Herkunftsländer nehmen sie nicht wieder auf.“

Abderrazak will auf gar keinen Fall zurück. Der 23 Jahre alte Marokkaner ist extra nicht nach Spanien gegangen, weil die marokkanische Polizei zu eng mit den spanischen Behörden kooperiere. „Ein Verwandter von mir war in den siebziger Jahren in einer marxistischen Organisation“, sagt Abderrazak, „er hat gegen das kapitalistische System gekämpft. Er wurde getötet. Ich habe auf einer Gedenkveranstaltung eine Rede gehalten. Seitdem sucht mich die Polizei.“ Also sei er im Juni in Libyen auf dieses große Schiff gestiegen. Die Fahrt dauerte zwei Tage. Während der Überfahrt sprach Abderrazak mit niemandem, obwohl 280 Menschen an Bord waren. Er blickte nicht aufs Mittelmeer. Er hörte keine Musik. „Ich habe nichts gemacht auf dem Schiff“, sagt er. „Nichts.“ Abderrazak ist einer von mehr als 25 000 Immigranten, die seit Anfang dieses Jahres an den italienischen Küsten angekommen sind.

**S** o viele waren es noch nie. Auch die Einwanderung auf dem Landweg hat stark zugenommen. Die Rumänin vor dem kleinen Supermarkt hinter dem Dom ist im Auto eingereist, angeblich erst vor einer Woche. Der Rock der jungen Frau mit den schwarzen Haaren reicht bis zum Boden. Sie wedelt mit einem Foto, das drei Kinder zeigt. „Bitte, ein bisschen Hilfe, ein bisschen Geld, bitte.“

Stadträtin De Siervo sagt, seit dem EU-Beitritt Rumäniens im Januar 2007 sei die Zahl der Rumänen in Florenz um 325,7 Prozent gestiegen. Es gibt zwei Nomadenlager am Stadtrand, aber es sei sehr schwer, ins Gespräch zu kommen mit diesen Frauen mit den langen dünnen Zöpfen und den perlenbestückten Röcken. „Sie bleiben zwei, drei Tage, wohnen in den Containern, die wir aufgestellt haben. Dann ziehen sie weiter.“ Natürlich gebe es auch kriminelle Ausländer. Der Großteil der Rumänen sei aber ganz anders: „Die meisten arbeiten. Als Maurer.“

Caritas-Direktor Alessandro Martini stört es, dass im Italien des Unternehmers Berlusconi alles nur noch nach dem Fortkommen beurteilt werde. „Die Einwanderer werden unterteilt in nützliche Einwanderer – und solche, die zu nichts nutzen seien.“ Pippo Bisignano aus der Kommunalverwaltung sagt: „Bis vor wenigen Monaten hätten wir nicht gedacht, dass es in unserer Stadt Fremdenfeindlichkeit gibt. Rassismus. Intoleranz.“ Aber es gebe sie, auch in Florenz, und dass sie jetzt zutage treten könnten, das liege an der neuen Regierung in Rom.

Die Bewohner der Villa Pieragnoli haben nicht genau verstanden, was Pippo gesagt hat. Giuseppe fragt sie deshalb langsam und deutlich: „Habt ihr schon Rassismus erlebt in Florenz, in der Innenstadt?“ Nein, beteuern alle. Sie seien froh, in Italien zu sein. „Hier leben gute Menschen“, sagt der 25 Jahre alte Pakistani Ehsanul. „Aber denkt an Lampedusa“, sagt Giuseppe. „Aber es ist nicht schrecklich in Lampedusa?“ Nein, antwortet Abderrazak, der Marokkaner. „In Lampedusa war es gut. Die Menschen vom Roten Kreuz haben uns sehr gut behandelt.“

Anders als die Asylbewerber in der Villa Pieragnoli kann Jashim Uddin nicht sagen, wie ihm Italien gefällt. „Ich habe keine Dokumente“, sagt der Mann mit den Leuchtpropellern, und er werde auch keine bekommen. „Ich bin nicht hier.“

## Offensiver Optimist

Udo Landgrebe will statt Jürgen Walter kandidieren

Von Ralf Euler

BAD VILBEL, 26. November. Für die SPD Wahlkampf zu machen ist derzeit keine reine Freude, zumal in Hessen. Die Ausgangslage sei mit 27 Prozent in den Umfragen denkbar schlecht, gesteht Udo Landgrebe ein, der SPD-Vorsitzende des gut 30 000 Einwohner zählenden Städtchens Bad Vilbel nördlich von Frankfurt. Aber als ehemaliger Leistungssportler – er schwamm und turnte – wisse er auch, dass die Medaillen erst nach dem Zieleinlauf vergeben würden. „Ich bin Optimist, und man hat immer eine Chance“, sagt der 59 Jahre alte Landgrebe. Außerdem kann er sicher sein, dass seine Kandidatur für den Landtag besondere Aufmerksamkeit genießt.

Denn er soll bei der vorgezogenen Landtagswahl am 18. Januar im Wahlkreis 25, Südliche Wetterau, antreten – als Nachfolger von Jürgen Walter, der gemeinsam mit drei anderen sozialdemokratischen Abgeordneten ein rot-grün-rotes Regierungsbündnis in Hessen verhindert. Der Vorstand des SPD-Unterbezirks hat Landgrebe einstimmig als Bewerber vorgeschlagen; die Entscheidung über die Kandidatur fällt bei einer Wahlkreis-Konferenz am nächsten Mittwoch. Walter hat sich offenbar entschieden, dann nicht noch einmal anzutreten. Doch die Genossen in der Wetterau trauern dem Frieden nicht: „Wir sind auf alles gefasst“, heißt es, schließlich habe Walter in den vergangenen Tagen alles getan, um parteiintern sicherzustellen, dass man ihm auch als „Abwechslung“ eine abermalige Bewerbung nicht verwehren könne. Große Chancen waren Walter indes nie zugestanden worden – viele hier in der SPD werfen ihm vor, dass er sich erst einen Tag vor der geplanten Wahl Frau Ypsilanti zur Ministerpräsidentin zu seiner Gewissensentscheidung durchgerungen habe. Walter indes versteht sich als Vertreter einer schweigenden Mehrheit. In einem Interview sagte er jüngst, er habe mehrere tausend Schreiben und E-Mails erhalten, die seinen Kurs gegen eine rot-grün-rote Regierung unter Andrea Ypsilanti zu „nahezu hundert Prozent“ unterstützt hätten und in denen er „permanente beglückwünscht“ werde. Das sei die wahre Stimmungslage in der hessischen SPD, lediglich Funktions-träger hätten eine andere Meinung vertreten.

Landgrebe widerspricht. Die 95 Prozent, die einschließlich seiner eigenen Person bei einem Landesparteitag für eine rot-grüne Minderheitsregierung mit Unterstützung der Linkspartei gestimmt hätten, spiegeln die wahren Mehrheitsverhältnisse in der SPD wider. Das Verhalten des „selbsternannten Rebells“ Walter sei „inakzeptabel“, er habe einen Grundwert der Partei, die Solidarität, mit Füßen getreten. Er habe Walter nach jahrelanger gemeinsamer Arbeit im Unterbezirksvorstand als politischen und persönlichen Freund betrachtet, sagt Landgrebe. „Aber das fällt mir im Augenblick schwer.“ Im Wahlkampf setzt der voraussichtliche Kandi-



Jürgen Walter

Udo Landgrebe

Fotos Rainer Wohlfahrt, privat

dat auf Offensive. Ja, Frau Ypsilanti habe Wortbruch begangen, indem sie für eine Zusammenarbeit mit der Linkspartei eingetreten sei – aber schließlich habe die SPD ja auch einen Politikwechsel und die Ablösung von Ministerpräsident Roland Koch (CDU) versprochen. Und ja, bei dem Versuch, die Regierung zu übernehmen, habe die Partei „gewaltige Managementfehler“ begangen. Aber das Programm der SPD sei weiterhin richtig, sagt Landgrebe, weil sie etwa für Mindestlohn, Arbeitsplätze für junge Menschen und für „echte Ganztagschulen“ eintrete.

Landgrebe meint, idealerweise ließen sich diese Ziele in einer rot-grünen Regierung verwirklichen. Wenn es nicht anders möglich sei, müsse aber auch über einen abermaligen Versuch mit Hilfe der Linkspartei nachgedacht werden: „Wenn die Übereinstimmungen in der Sache groß genug sind, habe ich da keine Berührungsängste.“ Eine „Dämonisierung“ der Linkspartei hält er für falsch. „Man muss sich mit denen inhaltlich auseinandersetzen.“ Rot-Grün-Rot also? „Ich schließe das nicht aus“, sagt Landgrebe. Auf Jürgen Walters Stimme kann er deshalb vermutlich nicht zählen. Aber auch sonst steht dem Bad Vilbeler eine schwere Kampagne bevor. Landgrebe darf kaum auf einen sicheren Listenplatz hoffen, und im Januar dieses Jahres gewann im Wahlkreis 25 der CDU-Bewerber – mit fast sieben Prozent Vorsprung vor Jürgen Walter, und das trotz des verheerenden Abschneidens der Union in Hessen insgesamt. (Siehe auch Rhein-Main-Zeitung.)



Zwischenstation: Tekle, Ehsanul und Dawa in der Villa Pieragnoli Fotos Florentine Fritzen